

Und schwärzt der Ruß auch ihr Gesicht,  
Die Schürze, die sie vorgebunden,  
Lacht doch ihr Aug', das täuscht nicht, —  
In ihm hast du dein Heil gefunden.

O könnt' ich, lieber Schmied, wie du  
Vom Morgen bis zum Abenddämmern  
So emsig, ohne Raß und Ruh  
Doch auch an meinem Glücke hämmern! —

Schon einmal lag es in der Glut  
Für mich, ich durft's zu schmieden wagen, —  
Schlug zu — und hab' im Übermut  
Den Ambos in den Grund geschlagen.

---

Der fränkische Heimatdichter Edmund Stubenrauch wurde am 21. 9. 1859 in Hellingen bei Königsberg in Franken geboren, wo er auch am 27. 3. 1925 starb. Im Jahre 1895 sind seine Dichtungen unter dem Titel „Pflug und Harke“ in Leipzig erschienen; ein Wanderbuch „Der Haßgau“ erschien 1902 in Schweinfurt in 2. Auflage. Die letzten 30 Jahre seines Lebens war Stubenrauch krank. Der besungene Dorfschmied ist der heute noch seinem Handwerk nachgehende Meister Johann Pult in Hellingen. Am 16. September 1928 wird in Hellingen am ehemaligen Wohnhaus des Dichters eine Gedenktafel enthüllt und auf seinem Grabe ein Ehrenmal eingeweiht. Zu dieser um 10.30 Uhr beginnenden Feier werden die Mitglieder des Frankenbundes, namentlich die der Ortsgruppen Siltburghausen, Römthild, Schweinfurt und Würzburg, herzlich eingeladen.

## Die trosthafteste Terrasse

Von Georg Bünan

Der altersgraue Dom sah mit der doppeltürmigen Vorderseite auf das volle Leben der Stadt. Es lärmte bis in seine Vorhalle, die über die ganze Straßbreite wegreichte. Der Bau hatte sich ihr im Entstehen angepaßt, sie aber gesperrt und gezwungen, in der Entfernung von ein paar Hausbreiten durch hinausführende Gassen Befreiung zu suchen.

Doch hinter ihm lag es wie fremdes Land weit und offen da. Dort begann jetzt eine neue Fürstenstadt das Ackerbürgertum zuzudecken, das zwischen der Chorseite und den weit draußen ziehenden Gräben und Schütten der alten Landwehr erhalten geblieben. Acker und Weiden, Gemüsebeete und Baumfelder breiteten noch vor kurzem zwischen wahllosen Pfaden, hinter Buchenhecken und Zäunen, im Wechsel mit einzelnen Bürgergärten, auf deren Mauern halbstädtische Gefachhäuser in Erwartung künftiger Gassen klebten. Das bunte Bild zeigte die Vorsicht früherer Geschlechter, die einiger landwirtschaftlicher Versorgung stets sicher sein wollten, wenn der Feind vor den Mauern lag.

Also beklommen dachte man nicht mehr. Die Ruhe seit dem Abzug der Schwedenbande schien dauernd, und die weitläufige neue Befestigung der Stadt genügend zur Abschreckung jedes Belagerungsversuches. An die achtzig Jahre hatten sich mit dem italienisch-vaubanischen Zickzack-Gürtel gemüht, seine tiefen Gräben und hohen Mauern setzten noch über die ehemalige Landwehr hinweg und gaben dem Stadtwesen langhin Raum zur Weitung.

Es ließ sich dessen gute Weile. Seit die Schweden die Kapitelshöfe hinter dem Dom zusammengebrannt, schloß das Gartenland, und die alte, von einem

morschen Gerüst unterfangene Linde auf dem Choranger raufchte sommerlang den Traum. Der Dom stand gleich einem Innenbollwerk zwischen Stadt und Hinterland.

Da griff der Fürst zu. Das weitestige Hornwerk draußen, mit dem Ausprung genau in der Richtungslinie des Domes, war wie geschaffen zur Aufnahme eines großen Lustgartens, vor dem ein modisches Schloß aus der Ebene hochgehen konnte. Von dem geräumigen Platz davor führte dann die breite Herrschaftsstraße zum Dom; sie sollte mit Häusern für den Hofadel besetzt werden, der die Mitglieder des Domkapitels stellte. Der so geschaffene neue Stadtteil folgte unmittelbar auf die Altstadt, doch mit vornehmer Verdeutlichung weltlicher und geistlicher Einheitsmacht.

Schon war der burgartige Bischofshof nächst dem Dom verwaist. Das Gerüstwerk, das den stattlichen Ersatzbau zehn Jahre lang umgattert, fiel, nun leuchtete er herein in warmgelbem Stein, das neumodische, zwiefach geschrägte Dach aus schimmernd schwarzblauem Schiefer darüber.

Neu aufgekommene Pflasterung begann auch schon den Damm der Schloßstraße in Banden zu legen, und den Aufbau der Adelshäuser an ihr beschleunigten die fortgeschrittenen Hilfsmittel so, daß die Erwachsenen vom Erleben zweier grundverschiedenen Welten sprechen konnten.

Und wie das Neutum aus dem Boden wuchs, kam es auch mit Karossen zum Tor herein.

Man war daran gewöhnt, daß sich die nachbarlichen geistlichen Fürstentümer um die Herren rissen, die zum Herrschen taugten, und diese verstanden es wohl, doppelte und dreifache Herrscherpflicht zu übernehmen, ohne daß eines ihrer Länder dabei zu kurz kam. Der zeitige Fürst war nun auch zu einer Chur gelangt, die ihn oft gegen Gewohnheit lange von der Stadt fernhielt. Er kam darauf, ihr in einem Statthalter zwischenweilig Ersatz zu schicken: scheinbar, damit die Stadt nicht gegen das Domkapitel in Nachteil gerate; in Wirklichkeit, um dem Kapitel bemerkbar zu bleiben, das schon seinen Vorgänger nurmehr als Ersten unter Gleichen zu nehmen begonnen hatte.

Danach war auch die Wahl des Statthalters ausgefallen. Sie traf des Fürsten jüngsten Bruder, dem das Amt zugleich eine Schule sein sollte. Seit mehr denn hundert Jahren setzte das Geschlecht seine Übergeborenen auf geistliche Herrscherstühle, und die Hochhaltung der Überlieferung war familienwirtschaftlich geboten. —

Der Statthalter war da. Ohne großen Empfang, nicht anders als ein hoher fürstlicher Beamter, war er am späten Abend durch das dem Schloß benachbarte Tor eingefahren.

Es war Mai, und die Sonne meinte es folgenden Vormittags gut. Mit Sommerkraft lag sie auf den Anfängen des neuen, lichtgrauen Pflasters. Einige hundert Schritt vom Dom nach dem Schloß hin war erst der Sandgrund gebettet, und Deckbohlen machten ihn einstweilen begehbar. Dort, wo die Straße schon fertig lag, hielt die Staatskutsche und erwartete den Austritt des Statthalters aus dem Dom.

Er hatte sich ohne Glanz und Förmlichkeit im Kapitelsaal vorstellen lassen: als Domizellar, der er schlechtthin in der Churstadt war.

Dann war er mit in die sogenannte Drummelmesse gekommen, wie der Volksmund die der Domgeistlichkeit vorgeschriebene gemeinsame Morgenandacht in den prunkenden Stühlen hinter dem Chorgitter hieß. Als Domizellar genoß er weit-

gehende Befreiung von geistlichen Pflichten, die seine Heranbildung in die herrschaftlichen hätten stören können.

Als er, vom Probst geleitet und vom Hofkaplan gefolgt, aus dem Dom trat, wußte er, daß er der überstandenen Sprechandacht nicht allzuoft beiwohnen werde.

Eine Doppelreihe Neugieriger nahm ihn auf, zu vorderst, wie stets, die Weiberschaft; der Frühmarkt hatte sich ihm zuliebe entleert, manches Fürtuch war frisch aus der Schublade genommen, und manches in der Sonne leuchtende Häubchen noch am Abend gewaschen und vor Tau und Tag sorglich gekräuselt worden. Die Marktkörbe hatten sie hinter den Rücken abgestellt, um die Arme zum Dichtstehen und die Beine zum Knixen frei zu haben.

Nun sahen die jungen und die alten Neugierden, daß es verlohnte, in der angewärmten Sandschütte zu stehen und von der Sonne spitzgerade angeblitzt zu werden. Jawohl, der jugendliche Herr war schön, und ihn so nahe zu sehen, kam schwerlich wieder so gute Gelegenheit. Er ging schlank und geschmeidig in der kleidsamen Sutane, die breiten Atlasbandriegel überm Verschuß, von oben bis hinunter an den Saum gereiht, gaben ihm etwas Stattliches, und die hohen roten Abfüße der silberbeschnallten Schuhe halfen dazu. Das Varetz trug er in der Hand, die kleine Perücke mit den schlichten Ohrlocken sah bescheiden aus gegen die mächtige des Probstes.

Gemunkel. Empfängliche Weiber schwärmten gleich für das zarte Schwarzblau über seiner Lippe, wie es das Bartmesser bei überbrünetten Männern hinterläßt.

Also: Der Stellvertreter des fürstlichen Herrn war ein schöner Mann, zumal wenn er lächelte. Das tat er just, als er aus den hinten stehenden Henkelkörben blonde Weizenstollen lugen sah, die man zu dieser Vormittagszeit frischknusperig einkaufte. Panem et circences — Brot und etwas zum Gucken, dachte er als lateinfester Herr. Er hätte auch vinum denken dürfen; denn über dem Brot stand der Schoppen Wein, den es gleichfalls nach altem Zunftrecht beim Weißbecken gab. Heute war manche um den kräftigenden Schluck gekommen, denn das Gucken ging vor.

Daß ein Herr solchen Aussehens auch gar gemein, d. h. leutselig sein müsse, verstand sich ohne weiteres, aber ein Zufall machte das offen kund.

Er hatte die Rechte zwischen zwei Knopfbändern der Sutane eingeschoben, und als er sie nun zu einer freundlichen Geste herauszog, funkelte etwas im Niederfallen: ein Ring, ganz mit schwarzem Email überzogen, das den aufblitzenden weißen Edelstein umsomehr sprühen ließ. Der Ring fiel auf die Gangbohle und sprang, ping, zwischen zwei weißen Strümpfen hindurch in den Sand. Viele Hände griffen danach, allen voraus ließ ihn eine zierliche, mit perlgrauem Florhalbhandschuh angetane schon wieder in der Sonne glitzern.

Der Statthalter sah auf das frische, hellblonde Mädchel, lächelte nun sein wirkliches, bezwingendes Lächeln — und schon schob er den Ring an die kleine Hand, die ihn aufgehoben.

Über seiner raschen Eingebung errötete der Spender leicht, und die Verwirrung der Beschenkten ließ ihre Freude über das kostbare Geschenk nicht hochkommen. Bis sie zu Boden und nach einiger Sammlung wieder aufgesehen, saß den Statthalter in seiner Karosse. Die gereichte Weiberschaft gefellte sich zunächst in

Gruppen, dann in abziehende Paare, die Sonne brannte, die Pflasterknechte saßen wieder auf ihren einbeinigen Holztellern, und Reihe um Reihe betheten sich die hellen Steine unter dem Klirren der plattkopfigen Hämmer.



Im Dahinrasteln schwand dem Statthalter Veit Joseph die glückliche Laune. Das schöne Mädchenantlitz war mit ihm eingestiegen, und er drückte die Lider ein, um es hinter ihnen festzuhalten. Es ging dann mit ihm die breite Treppe hinauf und sah zwischen den verwegenen Schnörkeln der Damasttapete heraus, als er beim Tze saß.

Einen andern hätte die Begleitung erfreut, und auch er genoß sie: mit dem wohligen Schauer schleichender Verliebtheit. Aber die Beschattung nachdenklicher Beklommenheit huschte über das warme Gefühl.

Nach dem Streich, den ihm wieder einmal das Temperament gespielt, brauchte er auch wieder einmal nicht tief nachzudenken, um die Lage zu erkennen.

Sein Bruder, der ja das Herrschen als Familiengebot und nüchterne Pflicht betrieb, hatte ihn aus der Churstadt in die kleinere Herrschaft geschickt, damit er in den enger geschlossenen Verhältnissen zu Überblick und Straffheit komme; und — damit es mit seinen wechselnden, harmlosen aber unnützen, die Erziehung zu Pflichten beirrenden Liebeleien ein Ende nehme. Er litt unter ihnen wie unter wechselndem Fieber, von dem er in der Klarheit einer kleineren Umwelt Heilung finden sollte . . . .

Und siehe da — solcher Anfang . . . ! Der Zweiundzwanzigjährige war nicht einmal sinnlich gleich andern, nur leichtempfindlich und widerstandslos. Dabei war er geistig hochgestellt, und die Selbsteinkerer ihm wohlgeläufig. Kurz: er wußte, wie es um ihn stand, aber das Gefühl nahm ihn mit.

Die Sonne warf einen Glanzspeer durch den Spalt der beigedrehten Innenläden, er prallte als sprühender Stern in Regenbogenfarben auf die silberne Tzekanne. Wäre er nicht so bunt gewesen, so hätte er die mahnende Leuchte der Vernunft bedeuten mögen. Aber die Stäubchen, die rastlos in dem Strahl durcheinander kreuzten, höhnten: Larifari, Veit Joseph, wo ist der Ring, in dessen Stein sich noch viel herrlicher funkeln läßt?

Hinter den Augenlidern wich nicht das Bild, und jetzt gab er sich ihm kampflös hin. —

Zum Antlitz kam die Welt, in der es ihm erschienen. Die hausbackene, artige Bürgerlichkeit war ihm eine Befreiung aus dem durchtriebenen, umständlichen Wesen, von dem er geschieden. Die alte knorrige Linde auf ihrem wackeligen Gerüst hinter dem Dom hatte ihm die Erinnerung an jene inmitten des Dorfes geweckt, ob dem das Stammischoß stand. Und was war das für ein frisches, ungeziertes Weibervolk, das, ihn zu sehen, mit vollen Körben vom Markt weggelaufen — ja, Bruder Kurfürst, hierzulande war es wohl nicht viel um die Grandseigneurgeste, die Sonne schien da auf andere Menschen . . .

Die Wände um ihn herum schillerten, und der blanke Boden aus vielfältigem Holz fremder Erdteile warf seinen Widerschein in den Schiller. Der überschnörkelte Wandgrund rings um die Damastfüllungen war versilbert, und auf das Silber ein kostbarer, leuchtend grüner Lack gelegt: es war zauberisches Grün, das mit dem in einer besonnenen Weinlaube streifen konnte.

Da kamen ihm die Wände im Heimatschloß in den Sinn. Sie waren mit gebräuntem Holz bekleidet oder fröhlich getüncht; kein Schmucladen wehrte der Sonne, sich auf ihnen breit zu machen. Es ging ihm ans Herz, die Kinderzeiten leuchteten auf. In der blanken Schürze, die Schlüssel am Gürtel, schritt die Mutter von Raum zu Raum, und wo die Sonne nicht hinkam, brachte sie die selber. —

Über dem Anhauch solcher Genesung erhob er sich. Geschäfte gab es den Tag noch nicht. Er ließ dem Hofmeister sagen, daß er den Tag nach eigenem Belieben verbringe; und wie von einem Antrieb gezogen ging er über den Flur in den Oberraum der Schloßkapelle. Der war bloß für den Fürsten bestimmt, der Besucher konnte vom untern Hauptraum aus nicht wahrgenommen werden. Die Ausschmückung der Kapelle war noch nicht vollendet. Sie sollte bei aller Feinheit des Geschmackes aufs einfachste gehalten sein.

Gewissensbedenken aus der Heiligenverehrung hatten dem Geschlecht eine kraftvolle Linie ins protestantische Bekenntnis abgesondert, und die Scheu vor dem Bilderwesen war auf die katholischen Zweige nicht ohne Einfluß geblieben.

Das ließ auch die Einrichtung der vorgeschriebenen drei Altäre erkennen. Der Hauptaltar zeigte bloß den Gekreuzigten in kunstvoller Marmorarbeit vor einem gemalten Golgathahintergrund; der eine Seitenaltar hatte eine schlichte Maria, für den andern war der ihr angetraute Zimmermann bestimmt, der im Sprengel noch nicht als Heiliger eingeführt war, wenn er auch schon an die zweihundert Jahre als einer galt. Die Ablehnung spielte Karl den Großen gegen ihn aus, als dessen östliches Kernland sich das Bistum rühmte, und den der Gegenpapa Viktor auf Kaiser Rothbarts Veranlassung heilig gesprochen, ohne daß diese Ehrung für die Folge anerkannt geblieben wäre.

Das Altarblatt saß erst zur Probe auf seine Erfindung im geschweiften Goldrahmen und harrete der fürstlichen Genehmigung. Die Skizze auf dem hellgetönten Leinwandgrund ließ die Heiligmäßigkeit des Joseph, der Auffassung im Bistum entsprechend, in der Schwebelage, ging auch im Geschmack nicht mit der Zeit.

Der Maler hatte einen Holzschnitt aus dem Marienleben Meister Dürers vorgenommen und den verschollenen Gedanken wiedererweckt. Man sah Joseph und Marien als Eheleute. Sie saß seitlich etwas zurück am Spinnrocken und schwang dabei die Wiege mit dem Fuß. Der Zimmermann trat, seiner Bedeutung für den Altar entsprechend, weiter vorne und größer in Erscheinung, indem er an einem Trog zimmerte. Immerhin war dem Maler in Marias Gestalt soviel Erhabenheit gelungen, daß ihr Auehemann in den Alltag gerückt erschien. Wie bei Dürer füllten spänelesende Engel den Vorderraum, der Hintergrund ließ römisches Ruinenwerk mit Säulen und Bögen sehen.

An die Wand gelehnt stand ein anderes Probekunstwerk, das den Nährvater als fertigen Heiligen nahm: ein Kniebild, schwunghaft gewandt, das Kind auf dem Arm und den Lilienstengel in der Hand; um das Haupt den lichten Schein. Es war mit Schattengründen schon auf Wirkung herausgearbeitet, und der Statthalter erfuhr später, daß es von dem aus Wien gekommenen Maler stamme, der die Schloßsäle ausschmückte, während das zur Prüfung eingesetzte der Vorschlag eines heimatischen jungen Malers war, der seine Meisterschaft am Niederrhein geholt hatte.

Weit Joseph ließ sich von dem deutschen Bild fesseln und die fromme Nührung, die ihn in die Kapelle geführt, in stille Beschaulichkeit zergehen. Er hieß ja selbst so, wenn auch der in Öl gesottene Vitus sein Namensheiliger war. Die Vereinigung von Werkstätte und Kinderstube auf dem Bild, die veredelte Menschlichkeit der ganzen Auffassung hielten ihm die Gedankengänge wach, in denen sich der Lindenbaum und die heimatlichen Schloßstuben mit der hausfraulichen Mutter eingefunden hatten.

Nun griff er in die Sutane nach dem Gebetbuch, aber er vergaß, es aufzuschlagen. Denn unten ward gerade ein weiblicher Kirchengast sichtbar — das war niemand anderes als das frische, blonde Geschöpf, dem er den Ring an die Hand gesteckt. Das Mädchen mußte vom untern Schloßflur aus eingetreten sein, also zum Schloßverkehr gehören. Sie ließ an den Stufen des Josephsaltars den dünnen Rosenkranz durch die Finger gleiten, stille Frömmigkeit war ihr anzusehen.

Dem Zuschauer rann das Blut heißer, die Beschaulichkeit war dahin. Die Einbildungskraft redete ihm ein, daß die Veterin seinen Namen kenne, und daß die Andacht am Josephsaltar ein Zeichen sei, daß er ihr mit dem Ringschlupf ins Herz geschlüpft, wie sie ihm. Ehe er sich seinen Herzensvorteil richtig zurechtgedacht, huschte es drunten wieder hinaus, der leichte Schritt verklang auf den Flurfliesen.

Weit Joseph trug seine Unruhe hinab in den Garten. Das Buch noch in der Hand nahm er in dem spärlichen Schatten eines jungen Laubenweges Platz und ließ dem Weglauf der Besonnenheit freie Bahn. Sein beirrtes Herz pochte alle Gedankenkraft nieder.

Wie er das Büchlein genauer ansah, ward es ihm vollends zur Betörung. Es war nicht das sogenannte kleine Brevier, nach dem er zu langen vermeint, sondern ein französischer Diamantdruck der horazischen Oden, mit Absicht jenem Buch der Pflicht täuschend ähnlich gebunden. Die Erfindung stammte von den in der Churstadt gastenden, windigen französischen Abbees, die jeder Andacht, in der die Langeweile drohte, durch solche Kurzweil, bis in die Contes des Lafontaine hinauf, nachhalfen.

Des Horatius Oden waren am harmlosesten für den Zweck: es ließ sich jesuitern, daß die schönsten Liebesoden des Römers ähnlich dem Hohen Lied Salomonis umgedeutet werden könnten, um sogar zur Schulung in der Andacht zu taugen.

Er selbst war aufrichtiger. Das Latein und der Inhalt des Büchleins lagen ihm recht oft näher als Versikel und Respons oder die verschlungenen Abschnittfolgen des Breviergebetes. Und heute machte ihm der Tausch die wenigsten Gewissensbisse. Er hatte mit raschem Griff den Trost für sein Herz.

Ne sit ancillae tibi amor pudori . . .

Das hatte der heidnische Hagestolz, der sich auch gern als halben Priester aufspielte, in seinen besten Jahren geschrieben. Unterm Strich der Ausgabe stand alles in zierlichem Französisch, aber die glatten, verketteten Verse sagten ihm jetzt nicht zu; er setzte das Latein in deutsche Reime des Zeitgebrauches um, die ihm so herauskamen:

Vor eine Magd dein Herz entbrennet,  
Niemalen dieß sich Schandt benennet,  
Achilleus auch, der stolze Helbe,  
Die weiße Briseis erwählte.

Der Blondschatz, so dein' Sinn nimbt ein,  
Kan von verlohrenen Adel seyn,  
Wie leicht ist fürstlichs Blut sie gar,  
Dem sonst ein' Kron bescheeret war.

Sie nahm die Gab und schämt' sich sehr,  
Ihr Sinn gelustet nicht nach mehr,  
Drum glaub, sie wirdt die Treu nicht schänden  
Und ist in edler Mutter Händen . . .

Keimarbeit war noch stets zeitweiser Trost für ein getroffenes Herz, und seine Einbildungskraft wob ihm zum Hoffnungsbanner aus.

Samt der Sufane, sagte er sich, und dem dukatengroßen blanken Fleckchen auf dem Wirbel sei er sein eigener Herr. Da war ja doch erst jüngst ein Kölscher Probst aus dem Chorhemd ins Kriegerwams gesprungen, um dem Erlöschen seines Geschlechtes vorzubeugen — das konnte ein Domizellar, der er ja erst war, jede Stunde tun . . . und adeliger Amtsleute, die wie Hahn im Korb saßen und dem Land zu gutem Nutzen seien, brauche sein kurfürstlicher Bruder gerade genug. Nach verarmtem Adel sehe die neue Liebste ja deutlich aus, und — ehrbar? Da müßte er sie nicht vorhin beim Beten gesehen haben . . .

In seine Träumereien läuteten die Mittagsglocken der Stadt, und er nahm den Weg zum Speisezimmer. Er dachte ohne Freude an die Tischgesellschaft und an den kommenden Tag mit seinen Geschäften.



Als er andern Morgens in den werdenden Schloßgarten hinabfah, verschrieb er sich ohne Schwanken allen halbkühlen, schönen Morgenstunden und verlegte die Arbeit in die trügdumpfe Stille des Nachmittags, der das ganze Schloßgelände auf Gnade und Ungnade dem Sonnenbrand auslieferte.

Er wußte wohl, was ihm die Frühstunden sollten. Das war die Zeit zum Gesunden, zum Festwerden. In der Paarung von Frische und Sonnenschein konnte es gelingen, sich selber zu fliehen, um sich selber erst recht zu finden.

Aber aus den Falten des Herzensvorhanges höhnte ihn dann wieder die Hoffnung, daß die gepriesenen Morgenstunden auch seinem neuen Abenteuer am günstigsten seien . . . sein Schiff hieß Vernunft, und die Wasser der Herzenstorheit trieben es . . .

— Im großen Empfangssaal hauste der Freskenkünstler aus Wien, der dort im Dienst Eugens des Savoyers gestanden. Die Decke füllte sich mit Göttern und Göttinnen, die er, unbekümmert um irdische Naturgesetze, in Luft und Dunst lagern, stehen und gehen ließ. Schon sahen sie farbenprächtigt durch die breiten Lücken der Bretterbühne; an den Mittelteilen der flachen Wölbung war die Arbeit in vollem Gang.

Hausväterlich mit Seidenkoller, Spizentragen und Rundkappe angetan, kam seit Joseph dort zu Besuch. Halben Weges der breiten Steigbahn sah er auf den Gerüstbrettern ein lebendiges Bild von solcher Eigenart, daß es ihm wert schien, für sich an der Decke eines Gartensaales festgehalten zu werden, der zu froherem Tun als steifen Empfangen diene. In den Niederlanden, deren Geschmack ihm mehr als die wienerische Süßlichkeit zusagte, machte man dergleichen wohl ohne Skrupel. —

Der bildenden Gesellschaft, die also selber ein Bild auf lustiger Bühne stellte, war die halbtaliesische Abstammung aus dem Tyrol anzusehen. Ein braungesichtiger Malgeselle stand Vorbild zum Merkur. Der flache Flügelhut des Diebes- und Quackalbergottes war aus angestrichener Pappe, er nützte ihn just, um mit den Knöcheln einigen splitternackten kleinen Rangen etwas vorzutrommeln, die bei Bresheln und Süßwasser vom Geschäft als schnurschwebende Wolkenstrampler ausruhten.

Mit offenen Hemden und bloßen Armen legten drei Leute die Grundfarben auf den feuchten, dampfigen Kalkbewurf; zu oberst ihr Meister, hinter dem das Hauptmodellstück vorleuchtete: eine über Kisten und Kissen hingegossene Juno in schwerer lichtblauer Seidenumkleidung, die trotz Falkenschwall oben wenig verbarg und unten alles verriet. Der Stoff hatte auf dem Bild über eine verwegene Einbuchtung der Stuckumrahmung zu fließen, so daß er in Antragsarbeit überging. Das flach Gemalte ins Körperliche zu leiten, war ein geläufiges, täuschendes Kunststückchen der Zeit. —

Große und kleine Farbtöpfe, Pinsel, Latten und Bretter, Plunder und Tand für die Götterausstattung, Kohlenblätter und Pausen schoben sich durcheinander und zwangen den Verkehr auf der Bühne in einen gewagten Eieranz, wenn es nicht Scherben und bunten Regen aus den Bretterfugen absetzen sollte.

Während der Maëstro die theaterhafte Würde bei der Begrüßung des Hinaufkommenden wahrte, raffte sich seine Frau, die Juno, in einer scheinbaren Verwirrung zusammen, die Gelegenheit bot, ihre Reize zu entfalten. Sie war über das gute südländische Alter hinweg, doch für die olympische Maske wirksam geschminkt und aufgebeffert.

Als sie das welsch-wienerische Mundwerk spielen ließ, erfuhr der Statthalter, wem das Antlitz, von dem sein Herz beirrt, zugehöre: Der Adoptivtochter des kinderlosen Paares. Gütig, wie man sei, habe man sich des Mädchens angenommen, das aus einer verarmten wienerischen Adelsfamilie stamme (o Seher Horatius! jauchzte Veit Joseph im Stillen); es sei ganz verwaist und, ach, so arm, daß von Abel gar nicht mehr die Rede. Übrigens habe es der Maëstro in Wien selber zum Ritterstand gebracht ob seiner Verdienste beim Savoyer, also . . . nun ja, der schöne Ring sei eigentlich in den rechten Besitz gekommen . . . die Juno sah auf ihre spärlich geschmückten Hände.

Das, was der alte Römer von der Mutter des blonden Schakes sagte, stimmte auf diese ersatzmäßige gerade nicht, und Veit Joseph ward beirrt. Er ging schweigend hinab, von der stattlichen Juno mit hochgeraffter Schleppe ein Stück geleitet. Das Bedauern, daß sein schmerzlicher Traum in abenteuerliche Wirklichkeit entgleite, ging in jenen wirklichen Schmerz über, der, wenn erst alles überstanden, der truglose Vorbote der Heilung ist. Er vermeinte irdisch zu tragen, was eines seiner liebsten Bücher, des Friedrich von Spee Trugsnachtigall, so rühfrem geistlich sang.

Aber noch weitab von der Klärung des Gemüths, quälte er sich dahin mit Ver-nunftvorstellungen, geriet aus der Leidenschaft in die Abspannung, von dieser in überstürzte Arbeit; und ward durch irgend eine Unwillkürlichkeit seiner Gedankengänge wieder in die Leidenschaft zurückgeworfen.

Er kostete alle Bitternis und holde Täuschung dieses Kreislaufs und erlebte zudem die Enttäuschung, daß ihn in den wichtigsten Geschäften seines Amtes, den



halbdiplomatischen, Neigung und Fähigkeiten im Stich ließen, während er, im Gegensatz zur schwärmerischen Veranlagung, den einfachen Wirtschaftsangelegenheiten bis in die kleinsten Dinge hinab die besten Seiten abgewann. Es faßte ihn wie Neid gegen das Domkapitel, das die eigentliche ökonomische Fürsorge in Händen hielt, so daß seine beauftragten Mitglieder wochenlang von einem gauörtlchen Präferenzhof zum andern reisen, Anordnungen aller Art treffen und am Segen des Geschehenen Befriedigung haben konnten.

In solcher Stimmung bedrückte ihn das Bollwerk, das seinen Bereich gegen die lebendige Stadt hin abgrenzte, und oft trat er, nur vom Hofmeister begleitet, statt an der Ostseite auf der Westseite aus dem Dom, um im lebens- und geschäftsfrohen Vormittagsgetriebe der Stadt unterzutauchen.

Eines Tages wiesen ihn die Nachrichten des Bruders ganz besonders auf die Ausgestaltung des neuen Schloßgartens hin.

Dessen eigentlicher Teil, in der Haupttrichtungslinie des Baues, war nach strengen, genehmigten Plänen herzustellen, und die Arbeit sollte ihre geleiteten Fortgänge nehmen. So blieb ihm selbst die Förderung des seitlich vom Schloß anzulegenden Obst- und Küchengartens, wo es Ergiebigkeit und Schönheit zu paaren galt.

Diese wirtschaftliche Aufgabe fesselte ihn so, daß er eines Entschlusses bedurfte, auch einmal die Grab- und Bauarbeiten im Prachtgarten nach Pflicht zu besuchen.

Das Hauptgrundstück bildete ein Goldkarpfensee, aus dessen Grotteneinbau eine Wasserkunst an die hundert Schuh hoch getrieben werden sollte. Aus den strengen Laubengängen beiderseits der Rundung gelangte man auf einer breiten, flachen Doppeltreppe zur Wallhöhe. Die Treppen waren ihrem ganzen Verlauf nach durch ein drei Ellen breites Nasenstück mit Buschrosen getrennt, oben ging vor ihnen ein weites Viereck auf, mit drei Seiten abgebrüstet hinausgeschoben, rechts und links in die gesandeten, von Rüstern zu überschattenden Wandelgänge auf den Wällen geöffnet.

Dem steinernen Brüstungswerk der gevierten Terrasse und der Promenaden waren auf eingeschalteten Pfeilerstöcken zahlreiche krönende Urnen und sonstige anmutige Meißelkunstwerke zugehacht, die einem besonderen, auch aus Wien gekommenen Hoffstatuarium mit angeschulten deutschen Gehilfen übertragen worden. Einige Tonmodelle, die zur Probe standen, versprachen viel. Da gab es Gefäße mit reichem Henkelschmuck und phantastischen Deckeln; offene Schalen, an denen Käfer, Frösche, Eidechsen und anderes Tierzeug festgehalten, und deren Tiefen Moos- und sonstige Fleischblattgewächse aufnehmen sollten. Dazwischen standen Savoyarden mit Murretieren, Bettelkinder nach den Bildern des Murillo, Putten, die es fror, andere, denen die Hitze zusekte, je nach der Sonnen- oder Schattenseite: alles in Unschuld und Heiterkeit.

Auf die Anordnung der Doppeltreppe kam es nach dem Hofzeremoniell an, das wieder in die Kirchenschiffeinrichtung zurückgriff: wie dort die männlichen und weiblichen Besucher, so wurden auf den Treppen die Hofgäste nach dem Geschlecht geschieden. Die Trennung setzte sich auf den Wallpromenaden fort, und so war nur das Terrassengeviert die vorübergehende Treffstelle der Herren und Damen, wenn der Fürst dort oben Cour hielt. Die Einrichtung war nichts weniger als kleinlich, sondern anmutig und einem geistlichen Hofverkehr, wenn auch nur sinnbildlich, angemessen.

Der Statthalter kam dazu, wie gerade die ersten Standwerkchen auf das Terrassengeländer gebracht waren. Der Statuarius hatte seinem jungen Hauptgehilfen, einem Sohn der Stadt, die Arbeit nach einem ungefähren Plan überlassen, nur in den Höhen war die Vorschrift des Architekten mit zwei Dritteln menschlicher Größe festzuhalten. Der junge Bildhauer hatte Frankreich und die Niederlande gesehen, seine Tonmodelle zeigten, daß er der französischen Zierlichkeit durch die niederländische Freude am Natürlichen aufhals, so daß deutsches Gefühl aus der Arbeit sprach.

Rechts und links auf dem Steingebrüste standen die Grüppchen schön bewegt und doch künstlerisch geschlossen gegen Luft und Grün. Den Verfertiger beschäftigte gerade die an Ort und Stelle nötige Nacharbeit: hier und dort der Schatteneinwirkung in die Tiefen zu helfen, Kanten aufzulichten und im Lichte stehende Härten zu brechen. Seine Eisen klangen munter in die Sonnenluft.

Das Bildwerk rechts zeigte einen modisch gekleideten Gesellen, an dem sich ein Amor auf den Zehen hochreckte, um in seinen umgehängten Köcher zwischen die Pfeile einen Brief stecken zu lassen. Gegenüber war es eine hübsche Zimmerjose, die demselben Amor den Brief aus dem Köcher nahm. Die Seite für die Kavaliere und die für die Damen hatten also jede das ihre. Der Schwung der kleinen Werke in eine gewisse Unwirklichkeit des Gegenstandes machte sie harmlos gleich Kaminfigurchen großen Abmaßes.

Beim näheren Hinsehen geriet der Statthalter in Überraschung. Dem Gesellen aus Stein guckten Bildhauereisen und Kaspeln in feinsten Kleinarbeit aus den Klapptaschen und dem Knopflasz, zu Füßen hatte er sein Gerätekästchen, Schlegel, Greifzirkel, Bürste und Maßstab bunt durcheinander, und hinter ihm erschien auf einer Steinplatte der Riß zur ganzen Terrasse. Ein vergleichender Blick überzeugte, daß der Bildhauer sich selbst als Vorbild genommen.

Seine gegenüberstehende Partnerin indes führte Staubwedel und Wischtuch, ein kleiner Besen mit zierlicher Kehrschaufel lagen ihr zu Füßen, sie war aber ganz Dame. Und ja — der Statthalter hielt das Seidenbarett wie schattend über sein Erröten — da war der Ring an ihrer Hand, dessen Hingabe ihn so ruhelos machte; und jeder Zug des Gesichtes war ihm jetzt deutlich erkennbar, ehe noch der letzte Kleinmeißel darübergegangen. So schaffte bloß die Liebe: die kleinsten Blättchen- und Blumenmuster des Nieders waren bis in die Webart des Wollenbrokates herausgearbeitet.

Es war stumme, aber deutliche Sprache: Da hatten sich Zweie gefunden, oder sie suchten sich.

Und merkwürdig — ein schwer Bequälter fühlte mit einemmal die Lockerung drückender Last; in jener frohen Wehmut, die der Erlösung aus süßen Schmerzen anfliegt.

Er holte zwei Goldstücke hervor, bedachte die kleine Schaufel und das Geschirrkästchen mit ihnen, dann schritt er die Wallpromenade dahin, als gehe er aus der Gefangenschaft in die Freiheit. Es überhüschte ihn mit der Beschämung, wie wenig dazu gehöre, eines Wahnes ledig zu werden. Dann wieder steifte ihn die Zurückhaltung, mit der er der ersten Annäherung an den Gegenstand seiner Wirren widerstand.

Was er da für Standhaftigkeit hielt, war ja wieder bloß schwanker Mut. Der hatte ihn indes diesmal vor einer Prüfung bewahrt, die ihm an die Ehre gehen und im Versagen seiner Gemütsart den Zusammenbruch bringen konnte.

Denn der Adoptivmutter, der er in Koller und Kragen recht weltlich vorgekommen, gingen welsche Sitten nach, und sie hatte in der Hoffnung auf klingende Vorteile die Tochter im Zimmerdienst des Schlosses unterzubringen gewußt, um sie dem Spender des Ringes in die Arme zu spielen. Zu dessen Glück gedachte die lieber des Bildhauers ehrlich-eheliche Frau als seines Gebieters Freundin zu werden, und so ging die Rechnung auf das Lösegeld fehl.

Die Terrasse redete ihre Sprache weiter. Beim Besuch in der folgenden Woche stand die vorgesehene dritte Gruppe auf dem Mittelpfosten des Rückseitgeländers.

Dort streckte der Briefbote Amor die Hinterbäckchen hinaus, sein Köcher lag zerbrochen am Boden, und eine üble Alte, die den Liebesbengel an den Flügeln hielt, zälte ihm mit einem seiner Pfeilrohre die Quittung für seine Dienste auf; ein paar Briefe lagen zertreten am Boden. Wer die Welschtyrolerin einmal gesehen, erkannte sie leicht in der Alten wieder, trotz allen Zugaben, die der Gegenstand verlangte. Die Gruppe war aus einfachen Gründen etwas höher als die beiden seitlichen, hinter denen sie stand, und jetzt erst war der volle Sinn da. Hände weg! lautete er, als nachdrücklich heiterer Hinweis auf das getrennte Wegrecht zur Terrasse und hinab.

Weit Joseph verstand auch die andere, geheime Sprache des dritten Werkchens und sah, daß Gründe zu einer guten Tat vorlagen. Ein armes verkauftes Geschöpf von jener Adelsarmut, die seit dem großen Konfessionskrieg keine Seltenheit, und ein geschickter Bildhauer, dem der Weg zum Hoffkünstler offenlag, warum sollte das nicht zusammenpassen? Drüben in der Schloßkapelle die Magd aus König Davids Stamm, war ja auch des Zimmermanns Hausfrau worden . . .

Es dauerte nicht lange, da ertappte er das Mädchel, wie es in früher Morgenstunde zwischen dem Konterfei auf der Terrasse und dem nun auf dem Wallgang beschäftigten Verfertiger hinging. Er führte kurzbesonnenen das Paar in das Geviert, das von seinen Nöten sprach, und legte ihm die Hände ineinander. Dagegen gab es nach den geltenden Herrentumsbegriffen keine Einrede, und jetzt erst empfand er die freieste, abgeklärte Freude an der schönen Mädchengestalt, die seinen Ring trug.

Als bald wollte er auch sein kleines Fest haben. Die ersten Erdbeeren ertranken schon fröhlich im Wein und machten ihn mit etwas Honigbeimischung zum Göttertrank. Der Tag wurde festgesetzt, an dem die Kavaliers und Damen das erste Mal auf den ihnen bestimmten Treppen emporschreiten sollten, um auf der Terrasse zu deren sinnigen Einweihung gemeinschaftlich bewirtet zu werden.

Der Gastgeber staunte. Zwischen den Treppen, wo der Nasenstreifen mit seinen Buschrosen an die Terrasse stieß, war wie über Nacht eine behäbige niedere Säule hingeseht worden, die sein Antlitz in einem Fluchtrund trug. Die beiden Liebenden schienen nach vorne gewandert und bekränzten die Säule von beiden Seiten. Das Werk war gegen die drei andern etwas straffer angeordnet und wirkte ohne Absicht und Aufbringlichkeit als geschickter Abschluß des Aufstieges.

Im Gefeierten paarte sich die Nührung mit der Dankbarkeit für eine Wendung, die ihm selbst zustatten gekommen. Er faßte den tiefen Vorsatz, die Güte zur Hauptpflicht seines künftigen Herrenberufes zu machen.

Die Gelegenheit dazu in großen Dingen sollte ihm nicht werden. Bei der Bewirtung verlor er sein geläutertes, gesundes Herz aufs neu und dauernd: an die Schwester des Hofkaplans. Sie war aus stiftsfähigem, durch die unfruchtbare Lage seiner Güter in Ehren dürftig gewordenem Adel und, an des Tages Arbeit auf der bäuerlichen Hausburg im Berggelände gewöhnt, so wenig für das Wesen bei Hof geschaffen, als es Veit Joseph Bedenken kostete, aus ihm hinauszustreben.

Und da die Herrscherweisheit nicht gleich der Liebe bei ihm Einkehr nahm, ward er von Herzen des bald an ihn gekommenen Amtes als Hauptrentmeister froh. Es gab ihm Arbeit und Erfolg, und er gab dem Geschlecht eine neue Linie, auf deren Gedeihen er aus hohem und glücklichem Alter sehen durfte.

## Vom Rauzenbuch zu Ochsenfurt

Von Wilhelm Pfeiffer, Würzburg

(Schluß)

Eine freudige Begebenheit wird 1793 also besungen:

Da sangen wir nobis pacem zu Ochsenfurt  
der Teufel trieb am Rhein die Franzosen fort  
im siebzehnhundertdrey und neunzigsten Jahr  
da Herr von Reinach Zehndherr war. —

Dieser Herr von Reinach scheint viel vom Wein und wenig von der Presse gehalten zu haben, wenn er dichtet:

Obgleich für ist noch nicht die Zeiten  
gar sehr geeignet sind zu Freuden,  
so scheint es doch beym nahen Frieden  
für uns ein guter Herbst beschieden  
drum trink ich aus dem Rauzenkopf und wünsch zugleich  
daß diese Hoffnung uns nicht trüge  
Und uns kein Zeitungschreiber mehr belüge  
der Fried bald werd zutheil dem teutschen Reich. —

Große Macht traut Herr von Münster dem Käuzlein zu:

Kauze wirft gelehrte um  
macht sie oft recht eseldumm  
weht sich dann die Schnauze. —

Genug der Proben. Es ist ein köstlich Ding in den alten Rauzenbüchern zu blättern. Und mit Bedauern liest man den Eintrag auf der letzten Seite:

„Das Rauzenbuch erneuert im Jahre 1742 erlebte nur ein halbes Jubel Jahr es erlosch im Jahre 1802. Das alte dauerte von 1742 von 1611 angefangen somit hatte dasselbe beynah 200 erlebt.“ —

Die Rauzenbücher sind im Archiv des Historischen Vereins zu Würzburg wohl verwahrt. Aber wohin ist der Kauz entfliegen? Wie so vieles, was wertvoll und kostbar war, ist er ein Opfer der Säkularisation geworden. Ob er ganz und gar von der Erde verschwunden ist, ob ihn ein „Sammler“ irgendwo als treues Kleinod hütet, wir wissen es nicht. Von seinem einstigen Wirken und Wesen aber zeugen die beiden Teile des Rauzenbuches.